

Interview mit Prof. Dr. Roland Rainer, Wien

Autor(en): **Rainer, Roland**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Bauen + Wohnen = Construction + habitation = Building + home : internationale Zeitschrift**

Band (Jahr): **30 (1976)**

Heft 4: **Junge Architekten in Österreich = Jeunes architects [i.e. architectes] en Autriche = Young architects in Austria**

PDF erstellt am: **26.06.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-335472>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Pioneering without tears

oder

Was Österreich uns heute noch anzubieten hat

Er war ein Pionier ohne Schweißtropfen, sagt Reyner Banham in einem Artikel über Rudolph Schindler, der sich wohl auch abmühte für seine Entwürfe, aber die guten Manieren Wiens – und Kaliforniens – hatte, die Bewohner nicht dafür büßen zu lassen. Mit Loos, Kiesler, Schindler und Neutra hätte Wien die Moderne im Alleingang begründen können, behaupten manche Österreicher nicht ganz zu Unrecht. Aber der Anstoß wäre wohl zu unspektakulär, privat und individuell gewesen, um eine solche Breitenwirkung zu erzielen, wie die von Mies van der Rohe und dem Bauhaus propagierten Gedanken der Bauindustrialisierung und Massenproduktion, die heute unsere Geschäftsviertel und Vorstädte dominieren.

Dem bürgerlichen Individualismus Österreichs und vor allem Wiens ist diese Mentalität bis heute fremd geblieben. Es bedurfte einer sozialistischen Regierung, um Großprojekte nicht im Namen der Bodenspekulation, sondern in jedem der Architektur zu realisieren. Dabei zeigen die Siedlungen im Rahmen des Programms »Wohnen Morgen«, daß die österreichischen Architekten mit den Problemen der großen Zahl nicht besser fertig werden als ihre Kollegen in anderen Ländern, auch wenn sie sich vielleicht weniger autoritär verhalten und sich um Partizipation bemühen. Viele der in diesem Heft gezeigten Beispiele machen jedoch deutlich, daß unter dieser dünnen Schicht weltmännischer Tüchtigkeit die spezifische, auf den einzelnen Menschen gerichtete, österreichische Art am Leben geblieben ist, bereit, das durch die Rezession brachgelegte Land wieder zu bestellen.

In Prof. Dr. Roland Rainer hat sie einen Mentor, der in all den Jahren des wirtschaftlichen Aufstiegs nicht müde wurde, in Forschung, Publikationen und praktischer Tätigkeit einen eigenen Standpunkt zu definieren. Es lag nahe, ihn anläßlich einer Werkchau seiner jüngeren Kollegen um seine Meinung zu bitten, als ein Maßstab, an dem andere gemessen werden können. Ueli Schäfer

Pioneering without tears

ou

Ce que l'Autriche peut encore nous offrir aujourd'hui

Dans un article consacré à Rudolph Schindler, Reyner Banham parlait d'un pionnier qui ne peinait pas, car si Schindler projetait lui aussi avec soin, il n'en conservait pas moins les bonnes manières viennoises – et californiennes – et ses contemporains n'en subissaient pas les conséquences. Avec Loos, Kiesler, Schindler et

Neutra, Vienne aurait pu à elle seule créer le mouvement moderne et les autrichiens qui le prétendent n'ont pas tout à fait tort. Mais l'impulsion aurait sans doute été trop discrète, privée et individuelle pour égaler le retentissement des idées d'industrialisation du bâtiment et de production de masse propagées par Mies van der Rohe et le Bauhaus, qui marquent aujourd'hui nos cités et nos banlieues.

L'individualisme bourgeois de l'Autriche et avant tout de Vienne est resté jusque maintenant étranger à cette mentalité. Il a fallu un gouvernement socialiste pour réaliser de grands projets mais au nom de l'architecture et non pas de la spéculation foncière. Au demeurant les ensembles réalisés dans le cadre du programme »habiter demain« montrent que les architectes autrichiens, peut être moins autoritaires et plus soucieux de participation, ne dominent pas mieux les problèmes des grands nombres que leurs collègues étrangers.

Nombre des exemples présentés dans ce volume montrent pourtant que sous une petite élite de capacités mondiales, le mode de vie autrichien spécifique orienté sur l'individu a subsisté et qu'il est prêt à reprendre en main le pays durement touché par la récession.

Pour un tel mode de vie le Prof. Dr. Roland Rainer est un mentor qui tout au long des années de croissance économique, n'a jamais cessé de définir son propre point de vue par la recherche, les publications et ses propres réalisations. Dans le cadre de cette publication présentant les œuvres de ses jeunes collègues, il nous a paru évident de lui demander son opinion à laquelle les autres pourraient se mesurer. Ueli Schäfer

Pioneering without tears

or

What Austria still has to offer

He was a pioneer without tears, says Reyner Banham in an article on Rudolph Schindler, who may well have worked hard for his projects, but had the good breeding of Vienna-and California-not to make the residents of his houses pay for it. With Loos, Kiesler, Schindler and Neutra, Vienna could have founded the Modern Movement all by itself, as many Austrians maintain, and they are not entirely wrong. However, the motivation would probably have been too unspectacular, private and individual to produce such a massive effect as the ideas of Mies van der Rohe and the Bauhaus on the industrialization of architecture and mass production, which at the present time dominate our business centres and suburbs.

This approach has to this day remained alien to the bourgeois individualism of Austria and especially of Vienna. There was needed a socialist government to realize large-scale projects, not in the interests of real estate speculators but in those of architecture. In this connection, the housing built within the scope of the "Living Tomorrow" programme shows that Austrian architects cannot cope with huge numbers any more than can their colleagues in other countries, even if they comport themselves perhaps in a less authoritarian manner and are concerned about participation.

Many of the examples shown in this

Issue, however, make it clear that underneath this thin veneer of well-bred assiduity the specifically Austrian manner, geared to the private individual, has remained alive, ready to recultivate the territory left fallow by the recession.

The Austrians have had a mentor in Prof. Roland Rainer, who all through the boom years has not been weary, in his research, publications and practical activity, of defining his own standpoint. It seemed the obvious thing to do, at a display of the work of his younger colleagues, to ask him his opinion in order to set up a standard by which others can be measured. Ueli Schäfer

Interview mit Prof. Dr. Roland Rainer, Wien

B+W: Nachdem ich während fünf Tagen die Jüngeren der österreichischen Architekten besucht und mich mit ihnen unterhalten habe, stellte ich fest, daß unter der Schicht, die man bisher als die »Wiener Schule« bezeichnet hat, jüngere Generationen nachdrängen.

Prof. R.: Ich glaube, daß es im allgemeinen eine sehr lebendige Szene ist. Es gibt eine Menge Persönlichkeiten und Aktivitäten, und es ist dadurch sicherlich heute lebendiger bei uns als noch vor zwanzig Jahren.

B+W: Wobei bei den Jüngeren der Kontakt mit der Realität im Sinne von Bauen noch nicht ganz gefunden scheint.

Prof. R.: Das ist eine große Gefahr, daß zuviel debattiert wird, daß man zu abstrakt wird. Bei aller begrüßenswerten Lebendigkeit, und vor allem bei allem begrüßenswerten Interesse für Wissenschaftlichkeit ist leider die Gefahr pseudowissenschaftlicher Methoden sehr groß. Ich erlebe immer wieder, daß man glaubt, durch sogenannte »Grundlagenforschung«, durch Sammeln von Material allein schon zu einem Ergebnis zu kommen; dabei werden oft Berge von Daten angehäuft, dicke Bände geschrieben, während das Ergebnis in bezug auf Erkenntnis und Anregung null ist. In dem Sinn beurteile ich z. B. auch diese sogenannte »Partizipation« auf dem Fragebogen. Gerade beim Wohnen wissen wir doch, daß man erst dann ein Urteil abgeben kann, wenn man eine Wohnung bewohnt hat, und daß man Wünsche erst dann äußern kann, wenn man weiß, was es überhaupt gibt auf diesem Gebiet. Wenn man einem Kandidaten für eine Wohnung einen Fragebogen vorlegt und ihn alles mögliche fragt, was den Architekten oder Soziologen interessiert, so hat das meines Erachtens mit echter Partizipation überhaupt nichts zu tun. Der Mann wird nicht gefragt, was ihn eigentlich interessiert. Er wird gefragt, was den Architekten und den Soziologen interessiert.

Die Auffassung, daß der künftige Bewohner besser über die Möglichkeiten modernen Wohnens Bescheid wisse als der Architekt, ist eine Bankrott-Erklärung; aber vor allem führt sie nicht zum Ziel. Ein sehr charakteristisches Beispiel: Wir wissen, daß sich 85% der Österreicher insgesamt oder etwa 75% der Stadtbevölkerung als »Wunschwohnung« ein Einfamilienhaus wünscht. Mir ist nun kein Fragebogen bekannt, in dem gefragt wird, ob sie in einem Einfamilienhaus wohnen wollen.

Die Hauptfrage wird nie gestellt. Die Hauptfrage beantworten die Leute nicht im Fragebogen; sie beantworten sie, indem sie »Häuser bauen«, und zwar mit Verwandtschaftshilfe, in der unglücklichsten Form und in einer viel zu aufwendigen Parzellengröße.

Die anonyme Architektur ist die Antwort auf die echte Frage. Da zeigt sich nämlich, daß die anonyme Architektur schon immer den Garten, die abgeschlossene Privatsphäre unter freiem Himmel, geboten hat. Aber in den Fragebogen der Architekten ist er nicht drin. Ich habe auch schon in aller Öffentlichkeit erklärt, daß ich diese Partizipation für Manipulation halte – oder aber, daß die Gefahr sehr groß ist, daß sie Manipulation wird.

B+W: Dann müßten Sie auch einem Projekt Hollabrunn gegenüber sehr skeptisch sein.

Prof. R.: Dem Projekt Hollabrunn gegenüber habe ich das gesagt: es ist Manipulation, ob beabsichtigt oder nicht, gerade Hollabrunn: viergeschossige Wohnhäuser am Rande einer kleinen Stadt, wo die Leute, wenn sie tun können, was sie wollten, sich mit Verwandtschaftshilfe ein Einfamilienhaus bauen. Und, wo wir wissen, daß dieses Einfamilienhaus mit geringeren Kosten errichtet werden kann, als man bezahlen muß, um in jener neuen Form eine angeblich so flexible Wohnung zu haben.

Wobei auch die Flexibilität im Augenblick überschätzt wird, denn, welche Sorgen hat der Mann, wenn er sich eine Wohnung baut? Zunächst einmal möchte er eine ausreichend große Wohnung für erschwingliches Geld haben. Er wird in diesem Augenblick wahrscheinlich schon einen ziemlich deutlichen Begriff von der Größe seiner Familie haben. Diese wird nachher nicht wesentlich wachsen, sondern wahrscheinlich eher kleiner werden, wenn die Kinder einmal erwachsen sind. Und dann, bin ich der Meinung, ist letzten Endes immer noch der Wohnungswechsel auch eine Möglichkeit, die man nicht ganz vergessen sollte.

Man kann sich in den verschiedensten Räumen wohl fühlen, indem man sie adaptiert, vorausgesetzt, daß gewisse Grundvoraussetzungen da sind, daß die Umwelt befriedigend ist, daß die Maßstäbe befriedigend sind, daß es verständlich und klar gebaut ist und die Materialien gesund und gut sind; einfache, grundlegende Dinge, die schon ein gutes Wohnen ermöglichen.

B+W: Sind nicht alle diese Adaptionen und auch die anonyme Architektur aus einer sehr kleinteiligen Art entstanden? Das Problem ist doch immer die große Zahl.

Prof. R.: Meine Meinung ist, städtebauliche Wirkungen beruhen letzten Endes auf dem Kontrast zwischen einer signifikanten Privatsphäre und einer signifikanten öffentlichen Sphäre, d. h., jedes alte Stadtbild besteht aus einem Kontrast kleiner Bürgerhäuser

an schmalen Gassen zu großen öffentlichen Gebäuden mit weiten Plätzen. Dieser Kontrast ist etwas Uraltes. Ich finde ihn in Persien sowie in der Türkei, sowie in England oder irgendwo bei uns.

B+W: Würden Sie die Kritik an der ganzen Moderne, zurück bis zu Le Corbusier, ansetzen, die den Wohnbau auf die grüne Wiese stellte?

Prof. R.: Die Monumentalisierung, der Versuch, mit Wohnungen Architektur zu treiben, ist das Erbübel. Schon Josef Frank hat gesagt: Mit Wohnungen und mit Möbeln darf man nicht Architektur treiben. Architekten haben ursprünglich und bis ins vorige Jahrhundert immer nur öffentliche Gebäude gebaut, Gebäude mit Anspruch auf Symbolgehalt. Daher dann auch berechtigt der Anspruch auf Monumentalität. Aber im Moment, wo man begonnen hat, diese Ansprüche auf das Wohnhaus zu übertragen, kommt die Peinlichkeit der Villa der Gründerzeit. Mit Palladio hat es begonnen. Die Ideen des Palladio waren der Anfang vom Ende. Die Monumentalisierung des Wohnungsbaus im Dienste der einen herrschenden Schicht hat zu all jenen falschen repräsentativen Gesten geführt, die wir heute haben.

B+W: Da fragt man sich, weshalb bei einem so ambitionösen und eigentlich gut gemeinten Vorhaben wie dem »Wohnen morgen« ein im Grunde genommen bescheidenes Resultat entstanden ist.

Prof. R.: Ich weiß es nicht. Ich glaube, daß diese Wettbewerbe schon Anregungen gegeben haben. Daß zwar nicht die ersten Preise, aber vielfach die zweiten, dritten und die Ankäufe interessante Lösungen gebracht und auch viele junge Architekten ermutigt haben, dieses Problem überhaupt ernsthaft anzugehen, und daß vor allem die Popularisierung dieses Problems wichtig war. Man hat sich mit dem Wohnbau intensiv befaßt, und man hat ja natürlich auch immer wieder »neuartige« Lösungen prämiert. Nur das Ergebnis ist nicht immer ganz befriedigend. Eben deshalb, weil man immer noch zuviel »Architektur«, zuviel Monumentalität macht.

Ein krasses Beispiel der Monumentalisierung ist St. Peter in Graz – ein sogenanntes »Terrassenvorhaben«, wo man von den oberen Stockwerken auf die Terrassen, die es da gibt, so hineinsieht, daß die Leute wie auf einem Tablett sitzen. Eine Vergewaltigung einer städtebaulichen Situation in einem kleinen ländlichen Randbezirk, in dem jetzt plötzlich in dichtester Bebauung riesige Häuser stehen.

B+W: Wenn ich das Problem analysiere, sehe ich ein paar Tatsachen zusammen. Da gibt es das Reihen- und das Kleinhaus, das, was immer auf der Welt passiert, auf dem Boden steht.

Prof. R.: Etwas sehr Einfaches.

B+W: Und dann gibt es das Projekt, ich sage jetzt einmal, im luftleeren Raum, irgendwo. Damit komme ich zurück auf eine Beobachtung: Ich bin mir während drei Tagen vorgekommen wie Orpheus in der Unterwelt. Draußen bei Rupert Falkner in Neustift

stehe ich auf der Welt, da scheint die Sonne, da gibt es Reben. Das ist akzeptabel. Wenn ich nach Wien zurückkehre, ist es, als ob ich mich in einem Tunnel unter dem Boden bewege. Da haussen die Seelen in ihren Nischen und reden Konzepte und Gedanken, wie im luftleeren Raum. Wahrscheinlich ist es ein zentrales Problem der großen Stadt überhaupt, daß die Leute, die wegen dieses kreativen Netzwerks von Gedanken dahin kommen, im Grunde genommen genau durch dieses Netz und genau durch diese reine Geiststruktur davon abgehalten werden, auf der Welt zu stehen.

Prof. R.: Ja, sicher. Man darf nicht theoretisieren. Man muß eben selbst versuchen, zu wohnen. Die Wohnung ist etwas sehr Diffiziles, aber dabei doch sehr Lebensnahes; etwas an sich Banales, das aber in allen Einzelheiten doch sehr differenziert und unendlich wichtig ist. Die banalste Sache von der größten Bedeutung, möchte ich sagen, daher die Sache, die man mit der allergrößten Sorgfalt behandeln muß. Es ist das absolut Vielfältigste und Interessanteste, das es gibt, aber es ist leider nach außen hin unscheinbar. Und der Mut zur Einfachheit ist eben das Schwerste, das ist die alte Sache. Es ist immer viel angenehmer und verlockender, verhältnismäßig großspurig über Weltprobleme zu philosophieren, und es ist vielleicht nicht so verlockend, über ganz kleine, einfache Dinge ganz sorgfältig nachzudenken. Die Architekten verfallen immer wieder in den Fehler, etwas zu machen, das nach außen nicht unscheinbar ist. Statt einer Kathedrale, die sie nicht bauen dürfen, bauen sie ein Wohnhochhaus. Man kann in einem Hochhaus, wie wir wissen, gar nicht alle echten Wohnbedürfnisse erfüllen, es gibt zu viele medizinische, psychologische und soziologische Feststellungen. Sie kennen vielleicht meine Arbeiten über das Hochhausfiasko. Ich habe gesammelt, was die Mediziner in letzter Zeit festgestellt haben, und dies ist schon ziemlich ernst. Dadurch, daß Leute, die im Hochhaus wohnen, dreiviertel ihrer Wochenenden außerhalb verbringen, nämlich in der Zweitwohnung, führt das Hochhaus zur Versiedlung der kostbaren, als Erholungsraum aufgesuchten Landschaft. Während umgekehrt die Leute im Einfamilienhaus dreiviertel der Sonntage zu Hause bleiben – die zersiedeln eben die Landschaft nicht. Die Ausdehnung der Stadt wird dadurch ganz geringfügig vergrößert, was gar nicht ins Gewicht fällt. Das war immer eines meiner Hauptanliegen: eine Stadt zu finden, aus der man nicht flüchten muß. Damit ist auch schon das Verkehrsaufkommen reduziert. Die Ausfallstraßen sind am Sonntag doppelt so stark belastet wie am Werktag. Das bedeutet: wenn ich den Sonntagsverkehr reduziere, kann ich den großen Teil dieser Ausgaben für Straßen sparen, bis zu den Unfallrenten. Die Leute sehen das alles nicht komplex genug. Ich verstehe überhaupt nicht, wie man eine Hausform, die die Öffentlichkeit belastet mit Ersatzgrünflächen, mit Verkehrsaufwendungen, mit allen möglichen anderen Dingen, daß man eine solche Hausform öffentlich fördert.

Alles ist von Anfang an auf dieses Großhaus eingestellt. Die Genossenschaften haben viele Grundstücke gekauft zu teuren Preisen. Der Preis ist nur vertretbar gewesen in der Annahme, daß zehn bis zwanzig Stockwerke gebaut werden. Jetzt zeigt sich aber, daß das nicht geht, denn, Sie wissen, die Leute wollen nicht mehr hinein. Aber die Genossenschaften wollen das nicht sehen,

sondern weiter produzieren. Sie machen die Augen zu. Aber diese Vogel-Strauß-Politik kann höchstens noch drei oder vier Jahre weitergehen.

B+W: Bei uns ist diese Zeit bereits abgelaufen. Jetzt hat es einen Überfluß an Substanz; man sollte sie nutzen, um das Neue vorzubereiten.

Prof. R.: Deshalb bemühe ich mich auch, durch Vorträge und Aufsätze immer auf andere Möglichkeiten aufmerksam zu machen. Drum ist mir auch die Umweltkrise so wichtig. Sie kommt zu einem Augenblick, wo jeder, der vernünftig und verantwortlich denkt, nach einem neuen Weg suchen muß. Und ich frage: Wie demokratisch ist ein Wohnbauvorhaben? Ist es so demokratisch, daß es die echten Wünsche der Bevölkerung berücksichtigt? Die Wünsche der Bevölkerung kennen wir: Dreiviertel wollen im Einfamilienhaus wohnen.

B+W: Was Sie formulieren, ist eine positive, progressive Art ländlicher oder dezentralisierter Utopie. Ich sage dies im Gegensatz zur städtischen Utopie, die eigentlich von der Zentralität her kommt . . .

Prof. R.: . . . der Zentralisation, die in Europa begonnen hat mit dem Absolutismus. Das muß man nämlich wissen, daß auch unsere Regulierung mit Fluchtlinien und mit amtlich vorgeschriebenen Gesims-Oberkanten, daß alle diese Elemente vom Absolutismus kommen. Wir regulieren immer noch mit den Mitteln, mit denen man im Absolutismus begonnen hat. Der Zentralismus ist auch ein solches Instrument gewesen. Unter dem Zentralismus bezahlen wir ungeheure Transportkosten, und wir bezahlen ihn mit einer Umwelt, die immer ungesünder wird, aus der die Leute flüchten. Die Flucht der Bevölkerung ist ja ein Urteil über die Zentralisierung. Wohin flüchtet sie denn? Wo es keine großen Baumassen gibt, wo es keine Technik gibt. Wo es all das nicht gibt, was die Architekten und Ingenieure machen. Dorthin flüchten sie. Sie dezentralisieren sich jeden Sonntag und bei jeder Gelegenheit. Und wenn sie pensioniert sind, machen sie es sowieso, dann verlassen sie die Stadt. Das heißt also, Zentralismus kann an sich niemals etwas Gutes sein. Ich bin auch überzeugt davon, daß eine prinzipielle Dezentralisation die echte Lösung aller Probleme wäre.

Was ich hier propagiere, ist alles andere als Utopie, es ist nur Lernen aus der Vergangenheit, und zwar aus der Vergangenheit vor der Industrialisierung. Ich bin der Meinung, daß wir am Anfang einer nachindustriellen Epoche stehen und von der vorindustriellen Epoche zu lernen haben. Ich betrachte das Industriezeitalter als einen katastrophalen Einbruch in eine gesunde Entwicklung und bin der Meinung, daß wir, wenn die Schäden des Industriezeitalters überwunden sind, wenn wir uns also nicht mehr von der Industrie beherrschen lassen, sondern sie beherrschen, daß wir dann alle diese Nachteile, die 1850 über uns hereingebrochen sind, überwinden können, daß wir für das postindustrielle Zeitalter anknüpfen müssen am präindustriellen Zeitalter.

Daher pflege ich ganz bewußt den Kontakt mit der anonymen Architektur bis ca. 1820. Das Biedermeierhaus ist noch ein gutes

Haus. Aber die hochherrschaftliche Villa der Gründerzeit ist etwas anderes. Ich sehe eine kontinuierliche Entwicklung vom Anfang aller Stadtkultur bis 1820 oder 1850, und ich könnte mir vorstellen, daß, wenn man die Fehler vermeidet, die in den letzten hundert Jahren entstanden sind, daß man dann dort wieder anknüpfen und weitermachen kann. Dann haben wir dieselbe Wohnlichkeit, dieselbe Naturverbundenheit, aber wir haben trotzdem natürlich die Technik, die wir gewonnen haben – schön bescheiden und nebenbei.

B+W: Damit wurde die Technik unsere Chance, die vorindustrielle Zivilisation auf eine höhere nachindustrielle Stufe zu stellen. Wenn sie diesen Zweck erfüllt, sind wir zufrieden.

Prof. R.: Wir dürfen uns natürlich die vorindustrielle Zeit nicht allzu schön vorstellen. Wir wissen genau, wie es da mit der Fäkalien-Beseitigung und mit den Sanitärzuständen stand. Das können wir sicher jetzt besser machen, aber wir dürfen uns nicht von den Ingenieuren, die die Straße und den Kanal bauen, tyrannisieren lassen wie in den letzten hundert Jahren.

B+W: Vieles werden wir wohl gar nicht mehr brauchen, weil wir in größere Kreisprozesse hineinkommen. Damit lösen wir die Probleme lokal.

Prof. R.: Und in dem Moment, wo wir von der Wegwerfwirtschaft und von der sinnlosen Verschwendung um ihrer selbst willen endlich einmal wegkommen, in dem Moment, wo wir auch andere Energiequellen haben, wie Sonne, Wind, usw., in dem Moment, wo wir wissen, daß Abfälle kompostiert gehören und nicht verbrannt, dann ergibt sich auch wieder um die Stadt herum dieser Gürtel fruchtbarer Gärtnereien, den es in den alten Städten gegeben hat. Ich stelle mir vor, daß wir alle diese Dinge, die man früher gehabt hat, wieder haben könnten, mit Unterstützung der entsprechenden Technik. Und das ist mir persönlich utopisch genug, ich brauche keine Trichterstädte dazu.

Ich glaube, daß ich immer so gelebt habe, wie ich sage. Ich wohne in einem Einfamilienhaus aus Ziegeln mit einem Holzdach darauf, unter alten Bäumen. Wir pflegen unseren Garten selbst. Daher weiß ich, daß das nicht nur banal ist, sondern daß es zauberhaft sein kann. Gegenüber der strahlenden Hochhausstadt von Le Corbusier gibt es ein altes Wort von Heinrich Tessenow, das heißt: Die Kleinstadt weiß, daß es auch im Nutzgarten blüht und summt und wild ist, und träumerisch und märchenhaft. Es gibt chinesische Gedichte, die dasselbe sagen.

Und das ist meines Erachtens jene private Kultur des privaten Lebens und Wohnens, die die Grundlage gibt für die besonderen Leistungen und Ereignisse. Ich habe nichts gegen die besonderen Ereignisse und die besonderen Gebäude. Drum hat es mir auch immer sehr viel Freude gemacht, gerade als Kontrast zur Wohnatmosphäre Großbauten zu machen, die Stadthallen. Dort ist der Platz der Gemeinschaft. Da brauche ich nichts künstlich zu monumentalisieren, weil es von selbst, aus sich heraus monumental ist, während aus den Wohnungen weithin sichtbare Monumente zu konstruieren eben an den Haaren herbeigezogen ist. Der Herr Meier braucht nicht als Stadtkrone im zwanzigsten Stockwerk zu wohnen. Aber ich könnte mir ein Ministerium vorstellen als Hochhaus.

Mein Eindruck ist, daß man in Wien mit aller Absicht jedes nennenswerte großzügige Beispiel einer anderen Wohnweise, wie z. B. Puchenu, zu realisieren unterläßt, wenn nicht verhindert, damit die Leute eben nicht jenes Konkurrenzprodukt angeboten bekommen und kennenlernen, das sie selbst bevorzugen würden. Die ganz einseitige Wohnbaupolitik nur im Sinne des massierten Großbaues und Hochhauses, die es in Wien seit einiger Zeit gibt, war aber nicht charakteristisch für das Wien nach dem ersten Weltkrieg. Die Gemeinde Wien nach dem ersten Weltkrieg erbaute unter der Leitung von Adolf Loos, der damals Siedlungsarchitekt war, viele Gartenstädte. In dieser ganz armen Zeit nach dem Weltkrieg sind die meisten Einfamilienhauswohnungen entstanden. Und in der reichen Zeit jetzt verhältnismäßig die wenigsten.

B+W: In Ihren Augen würde die Differenz zwischen der ländlichen, provinziellen Dezentralisation und der städtischen Anhäufung gar nicht bestehen.

Prof. R.: Wenn die Urbanität von der Dichte und von der Stockwerkszahl abhängen würde, dann war weder das Athen des Perikles noch das Weimar Goethes, noch 3000 Jahre Peking jemals urban. Aber die höchste Urbanität würde man in Chicago und in New York finden. Das muß man nicht haben. Und auch das alte Wien war z. T. ganz niedrig gebaut – sicher im alten Hietzing, wo Strauss seine ersten Walzer gespielt hat. Das war sicher sehr urban. Die Häuser waren aber nie mehr als zwei Geschosse hoch. Also etwas Lächerlicheres als die Auffassung, daß Urbanität mit Dichte zusammenhängt, gibt es gar nicht. Ich zeige auch immer die islamischen Zentren, um zu beweisen, daß ein perfektes Zentrum (perfekter organisierte Zentren als die islamischen gibt es nicht) ohne eine einzige Wohnung gut bestehen hat können – einige tausend Jahre. Es ist nämlich lächerlich, zu glauben, weil ein paar Leute mehr in der Wiener City wohnen würden, wäre deshalb das Leben auf der Straße dichter oder lebendiger. Die Leute, die da in der City wohnen, könnten ja nicht den ganzen Abend auf der Straße herumspazieren, um die Stadt »zu beleben«. Die Belebung der Stadt würde viel besser erfolgen, wenn man die Lokale länger offen hätte und die Geschäfte nicht so früh schließen würden. Damit belebt man eine Stadt besser als mit ein paar Wohnungen. Ich habe nichts gegen Wohnungen in der City, sofern eben Leute gerne dort wohnen. Nur sicher ist es für Kinder ein Martyrium.

Den besten Beweis für Urbanität und Kommunikation liefert die Untersuchung über Puchenu: Die Leute, die im Hochhaus übereinandergestapelt sind, wollen nichts miteinander zu tun haben. Die Kommunikation ist schlecht, während sie zwischen Einfamilienhausbewohnern gut ist. Das ist die alte Sache: wo die Leute zusammengepfert sind, haben sie eine Abwehrreaktion, wo sie mit einem gewissen Spielraum nebeneinander wohnen, haben sie das Bedürfnis, sich zu treffen. Ein Bauer grüßt den andern, wenn er ihn auf dem Felde trifft. Der Hochhausbewohner schaut weg, wenn ein anderer in den Aufzug steigt.

Ich habe in meinem Buch: »Die Behausungsfrage«, einer grundlegenden Arbeit, 1948 geschrieben: Nachbarliches Kennen, Verstehen und Vertrauen entsteht besser über den Gartenzaun als im Haus.

Wohnpsychologen beginnen das jetzt auch zu entdecken.